17 — 1897

# Illustriertes Sonntagsblatt

Zur Unterhaltung am häuslichen Herd

Gratis-Beilage zur Thorner Zeitung.

Verlag von Ernst Lambeck in Thorn.

## Harte Köpfe.

Erzählung aus dem Leben. Von A. vom Rhein

(Fortsetzung.)

Wie vornehm herablassend der Herr Volontär sich verbeugte!" knurrte Hartholz, als er allein war. „Ich weiß nicht, der junge Mann gefällt mir nicht; er ist zu selbstbewußt, zu ruhig überlegend. Ich mag solche Charaktere nicht. Unter dem Deckmantel der Gleichgültigkeit gegen alles, was sie umgiebt, streben sie nach den höchsten Stellen und — es ist nicht zu leugnen — sie erreichen auch meist ihr Ziel. Diese ruhige Besonnenheit des Herrn Gerwig ist mir jetzt schon verhaßt. Hartholz sei auf Deiner Hut, damit Dir nicht ein Nebenbuhler erwächst, der Deine Schwächen ausspioniert und Dich dann hinausbeißt!"

„Merkwürdig," fuhr der Buchhalter nach einer Weile in seinem Selbstgespräch fort, „Bernau stellte ihn als Herrn Gerwig vor. Das habe ich auch bis heute noch nicht erlebt. Kann man sich da wundern, wenn dem Herrchen erst recht der Dünkel in den Kopf steigt? Der junge Mensch will doch lernen, er versteht vom Geschäft nichts, er ist sonach mit einem Wort Lehrling, mag er nun unter dem stolzen Titel „Volontär" hier einziehen oder nicht. Nur Geduld, Herr Volontär, wir wollen der Vornehmheit und dem Dünkel schon bald einen Dämpfer aufsetzen. Hier heißt es gehorchen, mag er sein, wer er will. Bernau ist glücklicherweise nicht immer anwesend, manchmal wochenlang verreist, und dann führen Sommer und ich das Regiment. Mit Sommer werde ich gleich heute abend einmal reden."

Hartholz vertiefte sich in sein Hauptbuch und schrieb mit einer Eilfertigkeit, als wolle er noch am selbigen Tage den dickleibigen Band füllen.

8.

„Ich bin gleich in Thätigkeit getreten," begrüßte Kurt die Tante, als er mittags nach Hause kam. „Herr Bernau wollte anfangs, wie er sagte, keinen Volontär nehmen, nachdem er aber über einige Fragen Auskunft von mir erhalten hatte, besann er sich eines anderen, hieß mich gleich dort bleiben und stellte mich seinem Direktor und Buchhalter als den neuen Volontär vor."

Welche Bedingungen wurden festgesetzt?" fragte Tante.

„Es ist nichts bestimmt, Tante," erwiderte Kurt. „Herr Bernau sagte nur, wenn ich eifrig und pflichttreu sei, würde es mein Schaden nicht sein, bei ihm eingetreten zu sein."



Die Kreuzkirche in Dresden während des Brandes [illegible]

„Etwas Gewisses wäre doch besser gewesen, mein Junge; auf die Großmut der Menschen darf man sich in unserer Zeit nicht mehr verlassen."

„Bei Herrn Bernau bin ich ganz außer Sorge," beruhigte Kurt, „das ist ein Mann, zu dem man Vertrauen haben kann und der gewiß sein Wort hält."

„Ich hoffe es," sagte die Tante. „Auf Deinem Zimmer liegt übrigens ein Brief für Dich, irre ich nicht, so kommt er von Hedwig."

„Von Hedwig? Da muß ich schnell hinauf und sehen, was sie schreibt."

Bei jedem Schritt mehrere Stufen überschlagend, eilte Kurt nach seinem Zimmer. Atemlos langte er im dritten Stocke an und griff hastig nach dem Briefe.

„Ja, von Hedwig!" jubelte er, „von meiner lieben, treuen Schwester."

Er drückte den Brief an seine Lippen und blickte, eine Thräne im Auge, nach Osten, der Heimat zu. Dann erbrach er das sorgfältig geschlossene Couvert und überflog die Zeilen.

„Schändlich," murmelte er, als er zu Ende gelesen. „Also so weit geht des Vaters Haß! Aber doch nicht alle verurteilen mich. Wie schreibt doch Hedwig?"

Er schlug von neuem den Brief auf und las leise: „Im Gegensatz zu Tante Elise ist hier alles auf Deiner Seite. Ruhige und besonnene Leute erklären, nicht verstehen zu können, wie Papa nur hinsichtlich der Berufswahl einen Druck auf Dich auszuüben versuchen konnte. Das Glück und die Zufriedenheit des Kindes bedeute auch der Eltern Glück, der Kinder Mißgeschick und Plage der Eltern Sorge und Kummer. Allerdings hat Papa auch einzelne auf seiner Seite; es sind aber Leute, die keine eigene Meinung haben, die um ein Glas Bier, eine Flasche Wein ihre Ueberzeugung daheim lassen und vor Papas Meinung respektvoll den Hut ziehen. Wie ich diese Schmarotzer und Knechtsseelen hasse! Sie würden die ersten sein, die ihrem seitherigen Gönner verächtlich den Rücken kehrten, wenn er, was Gott verhüten möge, einmal Unglück hätte, wenn er eines Morgens nicht mehr der reiche Bankier Gerwig wäre. Daß Papa so blind ist und diese Krämerseelen nicht durchschaut!"

„Wie klug und verständig meine kleine Schwester schreiben kann!" lächelte Kurt. — „Sie ist mein bester und treuester Freund. Ob sie aber den Vater in absehbarer Zeit wird bestimmen können, mir meine

Sachen zurückzugeben? Ich zweifle. Schulden machen möchte ich nicht, denn wovon soll ich sie bezahlen? Ohne das Zeug kann ich aber nicht sein. Da ist guter Rat teuer."

Den Brief Hedwigs in der Hand haltend, ging Kurt langsam die Treppe herunter.

„Was schreibt Deine Schwester?" rief ihm Tante Elise aus der Küche zu.

„Nichts Erfreuliches," erwiderte der Gefragte, näher tretend. „Papa hat verboten, daß mir meine Kleider und sonstigen Sachen geschickt werden."

„Weshalb?"

„Das weiß ich nicht, ich möchte aber fast annehmen, um mich zur Rückkehr zu zwingen."

„Jetzt bist Du hier und ich denke, Du bleibst auch hier."

„Freilich, Tante," entgegnete Kurt. „Ich bin ja schon an meine Stellung gebunden."

## 9.

In dem neu eröffneten und vornehm ausgestatteten Restaurant „Zu den vier Jahreszeiten" eilten die Kellner geschäftig hin und her. Die weiten Säle waren bis auf den letzten Platz gefüllt, ein förmliches Gesumme tönte dem Eintretenden entgegen, so schwirrten Rufe, Lachen, das Rollen der Billardkugeln, das Klappern mit den Tellern und das Klirren der Gläser bunt durcheinander.

In der äußersten Ecke des kleinern, durch eine prächtige Doppelthüre mit dem Hauptlokal verbundenen Saales saßen, behaglich in das weiche Polster gelehnt, zwei Herren in eifrigem Gespräch. Das behandelte Thema nahm sie so vollständig in Anspruch, daß sie von dem lebhaften Treiben um sie her, dem fortwährenden Kommen und Gehen zahlreicher Gäste gar nichts bemerkten.

„Ach was, Hartholz, Sie sehen zu schwarz," sagte der eine, „der junge Mann ist wohl sehr ruhig und, wenn Sie absolut wollen, auch nachdenklich und überlegend, aber wie man daraus Dinge konstruieren kann, wie sie Ihnen vor Augen schweben, verstehe ich nicht."

„Seien Sie nicht so sorglos, lieber Sommer; selbst wenn ich unrecht behalten sollte, würde es ja nichts schaden, wenn wir dem Herrchen begreiflich machten, daß er ein Lehrling unter anderm ist, und daß man mit Vornehmthun nichts erreicht. Man darf die Bäume nicht erst in den Himmel wachsen lassen."

„Sie dürfen aber auch Bernau nicht vergessen," erwiderte der Direktor. „Wenn Sie richtig gesehen haben und Bernau den jungen Mann wirklich zu bevorzugen geneigt ist, dann ist es um so gefährlicher, gegen Gerwig ohne zwingendste Veranlassung etwas zu unternehmen. Der abgesandte Pfeil würde sich schließlich gegen uns richten, und was dem Volontär vielleicht nie gelingen würde, würden wir durch Uebereilung und Vorurteil gegen denselben zu Wege bringen. Ich wiederhole Ihnen, ich kann den jungen Mann nicht als Nebenbuhler betrachten; dafür ist er zu jung, und dafür ist auch Bernau zu ehrlich und erkenntlich gegen seine Leute."

„Der junge Zierbengel ist über das Lehrlingsalter hinaus; er hat nach allem, was ich in Erfahrung bringen konnte, etwas gelernt, er wird rasch vorwärts kommen. Wenn ihm nun Bernau sein Vertrauen schenkt, wie leicht kann es passieren, daß er in vier bis fünf Jahren stellvertretender Direktor wird und bei dem geringsten Anlaß an Ihre Stelle rückt. Das ist doch schon dagewesen. Junge Kräfte werden bejahrten Leuten in der Jetztzeit fast immer vorgezogen, die Erfahrungen des Alters geben den Ausschlag nicht mehr."

„Sie werden mir schließlich doch noch meine gute Stimmung verderben, Hartholz," murrte Sommer. „Lassen Sie doch das Thema. Ich gebe zu, daß Ihre Befürchtungen nicht ganz der Grundlage entbehren, aber wir sind ja doch noch lange nicht so weit. Wenn man etwas Verdächtiges merkt, kann man immer noch gegen den jugendlichen Feind rüsten."

„Dann ist es zu spät, lieber Sommer. Der Herr Volontär darf gar nicht warm werden, er darf sich nicht erst einnisten. Wir müssen ihm den Aufenthalt verleiden, und wenn das nicht gelingen sollte, ihn in eine Falle locken, aus der es kein Entrinnen mehr giebt. Im ersteren Falle geht er freiwillig, im letzteren wird er gegangen. Das freiwillige Verschwinden des Menschen von der Bildfläche ist mir auch das liebste, allein ich schrecke auch vor dem zweiten Mittel nicht zurück, wenn das erstere sich als wirkungslos erweisen sollte. Wie dick das Fell des Bürschchens bei allem Vornehmthun ist, kann ich ja nicht wissen. Wir müssen aber Hand in Hand gehen, wenn wir zum Ziele kommen wollen. Verläßt er das Comptoir, weil es ihm unerträglich wird, und will er sich in die Fabrik flüchten, so müssen Sie ihn dort derart empfangen, daß er gerne wieder zu mir ins Bureau zurückkehrt."

„Na, meinetwegen, Hartholz," entschied sich Sommer nach einer Pause ruhigen Ueberlegens. „Aber zu etwas anderem biete ich meine Hand nicht; ich will auch von Ihrem zweiten Mittel nichts wissen und lehne jede Teilnahme daran ab. Den Lehrling aber will ich ihn schon fühlen lassen und zwar so nachdrücklich, daß er lieber geht, als daß Sie sich schließlich durch Ihre Ahnungen und Vermutungen zu einem Schritte hinreißen lassen, der Sie und die Ihrigen unglücklich machen könnte."

„Gut, Direktorchen, ich bin auch damit zufrieden," erklärte Hartholz; „ich denke, er wird schon mürbe werden. Wenn noch ein kleiner äußerer Anlaß hinzukommt, dann sind wir, wie ich hoffe, bald von der Gegenwart des Herrchens befreit. Wenn er morgen kommt, werde ich den Anfang machen."

„Lassen Sie jetzt das Thema ruhen, lieber Hartholz," meinte Sommer; „trinken wir lieber noch eine Berliner Weiße, die prickelt so angenehm und weckt die Lebensgeister wieder."

„Ich bin ausnahmsweise mit dabei," erwiderte der Buchhalter, „obschon ich für morgen früh ein ordentliches Kopfweh befürchte."

„Ach was," beruhigte Sommer, „nach solchem edlen Trunk giebt's keinen Jammer. Kellner, eine Berliner Weiße!" rief er dem vorbeieilenden befrackten Mundschenk zu.

Der diensteifrige Geist erschien wenige Minuten nach gewordenem Befehl mit einem großen Humpen, in dem der edle Gerstensaft perlte.

Hartholz ergriff das Glas, hielt es empor und sprach, zu seinem Gegenüber gewandt: „Auf das Gelingen unseres Planes."

„Wohl bekomm's," versetzte Sommer.

## 10.

In Kurts Leben hatte sich äußerlich wenig verändert. Er ging täglich seiner Beschäftigung nach, kam abends, wenigstens zu Anfang, pünktlich heim, ordnete dann des Onkels Bücher und begab sich zur Ruhe, um am nächsten Tage denselben Kreislauf von neuem zu beginnen.

Aus dem Elternhause war keine erfreuliche Botschaft zu ihm gedrungen. Hedwig hatte ihm Wäsche gesandt und kurz dabei geschrieben, daß von Papa zunächst noch nichts zu erlangen sein werde; derselbe sei verdrießlicher als je zuvor. Auch ein Brief von Tante Elise hatte auf den Bankier keinen Eindruck gemacht. Robert Gerwig ließ das Schreiben ganz unbeantwortet.

Die Stimmung im Müller'schen Hause gegen den Neffen hatte sich im Laufe der Zeit nicht gebessert. Tante Elise schien es zu bereuen, den Sohn ihres Bruders aufgenommen zu haben, vielleicht auch waren die ihr dadurch erwachsenden Kosten, für welche sie in absehbarer Zeit keine Gegenleistung erhoffen durfte, zu groß, genug: Kurt sah nur selten ein freundliches Gesicht und allerwärts machte man ihm fühlbar, daß er von der Gunst seiner Angehörigen lebe.

Nicht besser erging es dem jungen Mann im Geschäft. Auch hier wurde er, trotz aller Zuvorkommenheit, die er den älteren Beamten gegenüber an den Tag legte, mit einer geradezu beleidigenden Geringschätzung behandelt; man wies ihm Arbeiten zu, die für einen Quartaner zu unbedeutend gewesen wären und mit einem wirklichen Erlernen des Geschäftes nichts gemein hatten.

Kurt ertrug alles mit Ruhe und ohne Klage, in der Hoffnung, daß die schlimmste Zeit bald hinter ihm liegen werde.

In dieser Hoffnung sollte er sich indes arg getäuscht sehen, denn als Bernau eines Tages zu einer kleinen Reise sich rüstete, leitete Hartholz seine vorübergehende Machtbefugnis damit ein, daß er sich mit den Worten an Kurt wandte: „Gerwig, bleiben Sie heute abend eine Stunde länger auf dem Bureau, damit das Kopierbuch beigetragen wird."

„Kann ich nicht lieber morgen eine Stunde früher kommen?" wandte Kurt bescheiden ein. „Ich habe abends noch für meinen Onkel zu arbeiten."

„Das geht uns hier nichts an, junger Mann," erwiderte Hartholz barsch. „Wenn Sie im Geschäft sind, so muß das Geschäft vorgehen. Hier heißt es einfach gehorchen, und wenn Sie nicht gewöhnt sind, zu gehorchen, so müssen Sie dies mit dem übrigen auch hier lernen."

Kurt schwieg und machte sich an die ihm zugewiesene Arbeit, obgleich sein Herz vor Aufregung zum Zerspringen klopfte.

„Was der Mann nur gegen Dich haben mag?" lispelte Kurt vor sich hin. „Es ist kein Zweifel mehr möglich, in Hartholz habe ich einen erbitterten Feind."

„Gerwig," befahl Hartholz nach Verlauf von kaum einer halben Stunde, „lassen Sie jetzt das Kopierbuch liegen und schreiben Sie 'mal diesen Brief ab. Wenn Sie damit fertig sind, addieren Sie die Summen in diesem Handbuch zusammen und geben es mir zurück."

„Wann soll ich aber mit dem Kopierbuch fertig werden?" fragte Kurt. „Dasselbe ist sehr weit zurück."

„In nicht allzulanger Zeit, denke ich. Sie müssen sich eine etwas eifrigere Thätigkeit angewöhnen und, wenn es nicht anders geht, mittags und abends eine Stunde länger hier sein," erwiderte Hartholz.

„Mittags länger hier zu bleiben ist mir nicht möglich," entgegnete Kurt. „Ich habe einen so weiten Weg bis zu meiner Wohnung, daß mir nur knapp Zeit zum Essen bleibt. Ich möchte Sie recht sehr bitten, mit der Abschrift des Briefes und der Addition einen der anderen jungen Leute zu beschäftigen, es sind ja noch zwei Lehrlinge hier."

„Sie sind der Jüngste im Geschäft und haben als solcher diese Arbeiten zu machen. Zudem sind die anderen Lehrlinge in der Fabrik beschäftigt. Im übrigen muß ich ernstlich bitten, sich um meine Anordnungen nicht zu bekümmern."

„Sie vergessen, Herr Hartholz," bemerkte Kurt, „daß ich als Volontär eingetreten bin und daß ich addieren und abschreiben wohl schon vor zehn Jahren gelernt habe. Dazu brauchte ich also nicht erst hierherzukommen. Herr Vernau würde mir, wie ich glaube annehmen zu dürfen, solche unbedeutende, rein mechanische Arbeiten nie zugewiesen haben. Die Arbeitsfreudigkeit eines Menschen in meinem Alter kann unter solchen Umständen nicht wachsen. Daß ich meinen Fähigkeiten entsprechend in einem so großen Hause beschäftigt werden würde, nahm ich als selbstverständlich an."

„Jawohl," erwiderte Hartholz gedehnt und höhnisch lachend, „der Herr Volontär ist Ihnen in den Kopf gestiegen. Der fremde Name kann aber nicht ändern, daß Sie weiter nichts als ein Lehrling sind. Ob Sie addieren und abschreiben können, werden wir ja sehen. Beweisen Sie das erst. Von Fähigkeiten kann jeder reden, außerdem sind Schulfähigkeiten noch lange keine für das praktische Leben. Seien Sie weniger dünkelvoll und bescheidener, mit dem Großthun kommt man in der Welt nicht weiter."

„Sie sind der erste, der mich dünkelvoll und unbescheiden nennt," entgegnete Kurt Gerwig mit erregter Stimme. „Aber beleidigen können Sie mich nicht, weil ich fühle, daß Ihre Worte nur vom Haß diktiert werden, einem Haß, zu dem ich wahrlich keinen Anlaß gegeben habe."

„Ei, Sie sind scharfsehend," unterbrach ihn Hartholz, einen haßerfüllten Blick auf den Sprecher werfend.

„Ich werde Herrn Vernau bei seiner Rückkehr bitten," fuhr Kurt fort, „mich ganz unter Herrn Direktor Sommer zu stellen, und mich nur insoweit mit kaufmännischen Arbeiten zu beschäftigen, als er selbst mir solche zuweisen kann. Unter Ihrer Leitung, Herr Hartholz, das sehe ich wohl ein, komme ich nicht vorwärts; Sie würden mich so lange mit Kopieren und Abschreiben beschäftigen, bis ich gerne auf und davon ginge."

„Sie können schon jetzt in die Fabrik gehen, wenn Sie glauben, bei Herrn Direktor Sommer mit Ihrer Vornehmheit weiterzukommen," sagte Hartholz.

„Ich mache von dieser Erlaubnis Gebrauch, Herr Hartholz. Von Herrn Direktor Sommer werde ich wenigstens nicht aus unerklärlichen Gründen gehaßt."

„So lassen Sie nur hier alle Arbeiten liegen," versetzte Hartholz, „und begeben Sie sich eine Treppe höher."

Kurt nahm Ueberzieher und Hut und schritt mit einer leichten Verbeugung zur Thür hinaus. —

„Hihihi," kicherte Hartholz, als Kurt draußen war und rieb sich vergnügt die Hände, „Sommer wird ihn schon nach Gebühr empfangen. Er kommt hoffentlich aus dem Regen in die Traufe. Der Anfang ist gut. Lange wird der Herr Volontär es wohl nicht aushalten, wenn ihm so begegnet wird. Er hat nämlich eine große Portion Ehrgefühl, der Dummkopf, und dieses Ehrgefühl wird ihn zu Fall bringen. Ich bin wirklich neugierig, wie die drei Wochen, welche Vernau fortzubleiben gedenkt, verlaufen werden. Unmöglich wäre es, wie ich nach den heute gemachten Erfahrungen annehmen möchte, nicht, daß Gerwig ginge, ehe er mit Vernau Rücksprache genommen. Desto besser für uns, wenn es so kommen sollte."

* * *

Kurt hatte sich direkt in das Bureau des Fabrikdirektors begeben und ihm die Bitte vorgetragen, ihn in seinem Ressort zu beschäftigen. Den Grund zu seinem Wunsche hatte der junge Mann nicht verschwiegen, wenn er auch in keiner Weise einen Groll gegen Hartholz durchblicken ließ. Sommer hatte ihn nicht sonderlich liebenswürdig empfangen, vielmehr nach Anhörung seiner Klage nur die trockene Bemerkung hingeworfen: „Sie scheinen zu empfindlich zu sein, junger Mann; auch in meiner Abteilung wird man nicht mit Glacéhandschuhen angefaßt. Hier heißt es allerwärts arbeiten, wie es kommt."

„Das will ich ja mit Freuden, Herr Direktor," erwiderte Kurt, „aber ich mag nicht ohne jegliche Veranlassung der Sündenbock sein, dem stets die geisttötenden Arbeiten zugeschoben werden und der obendrein noch unverdiente Vorwürfe bekommt."

„Na, wir werden ja sehen, wie Sie sich hier anlassen. Wenn Sie bei mir nun einmal lieber sein mögen als bei Herrn Hartholz, so bleiben Sie da, ich habe schon Arbeit für Sie. Da liegen z. B. drei Stücke Tuch, die gemessen werden müssen. Die Elle liegt dabei. Holen Sie sich einen Jungen aus der Fabrik, der Ihnen hilft, notieren Sie die Ellenzahl, die übrigens auch in Meter umgerechnet werden muß, auf einen kleinen Karton, wie Sie solche hier liegen sehen, und befestigen sie zum Schlusse den Karton an den Tuchballen. Aber messen Sie ja richtig," mahnte er, „wenn Sie Dummheiten machen, treffen Sie die Folgen und Sie haben für den Schaden aufzukommen."

Kurt begab sich an die Arbeit, die sich von der mechanischen Thätigkeit des Abschreibens nur insofern unterschied, als die Armmuskeln etwas mehr angestrengt wurden. Nach einer guten Stunde war er fertig. Ermüdet von der ungewohnten Arbeit, setzte er sich einen Augenblick auf eine Rolle Tuch und blickte zum Fenster hinaus. Seine Gedanken wandten sich der Heimat zu; er erinnerte sich an Mutter und Schwester, an seinen Vater, an seine Reise nach B., an den Empfang bei Tante Elise, die Behandlung durch Hartholz, alles das flog an seinem geistigen Auge vorüber und ein schwerer Seufzer entrang sich seiner Brust.

„Gerwig," erscholl es hinter ihm, „hier giebt es während der Arbeitszeit kein Schlummerstündchen, hier wird gearbeitet, flott und ohne Unterbrechung."

Kurt schaute erschrocken um. Vor ihm stand Sommer.

„Ich bitte um Entschuldigung, Herr Direktor," bat Kurt, „meine Arme schmerzten mich infolge der ungewohnten Arbeit. Ich setzte mich einen Augenblick hin und hing meinen Gedanken nach."

„Lassen Sie die Träumereien sein, junger Mann. Das empfiehlt Sie nicht. Wenn Sie es bei Hartholz ebenso gemacht haben, dann brauchen Sie sich nicht zu wundern, daß Sie nicht besser behandelt worden sind."

„Kommen Sie mit," fuhr Sommer fort, als Kurt schwieg, „ich will Ihnen einmal das Lager zeigen und Ihnen Gelegenheit zu neuer Thätigkeit geben. Die Stücke müssen endlich einmal wieder aus ihren Ecken herausgeholt und von dem Schmutz gesäubert werden, der bei aller Sorgfalt unvermeidlich ist," fügte Sommer, vorausschreitend, hinzu. „Das ist eine Arbeit, die Ihre Muskeln ein wenig stählen wird."

Schweigend schritt Kurt neben dem Direktor her. Vor einer schweren Thüre machte der letztere Halt, zog einen Schlüssel aus seiner Tasche und öffnete. Ein gewaltiger Raum zeigte sich den Blicken, in dem auf dem Boden, auf Regalen, auf Tischen und Bänken Tuchstücke von mächtigem Umfang und ansehnlichem Gewicht standen.

„Hier," sagte Sommer, „sehen Sie das eine Lager. Das andere befindet sich auf der anderen Seite der Fabrik. Die Tuche, welche hier aufgestapelt sind, müssen alle von ihren Plätzen herunter und sorgfältig mit der hier liegenden starken Bürste gereinigt werden. Sollten Sie, obwohl das im Winter weniger zu befürchten ist, Motten wahrnehmen, so sorgen Sie für Vernichtung derselben. Falls Sie Schäden an irgend einem Stück sehen, setzen Sie mich davon in Kenntnis. Vor allen Dingen holen Sie die hochstehenden Stücke herunter, die sind am längsten nicht mehr nachgesehen worden."

(Fortsetzung folgt.)

## Miß Olympia Zadriski.

*Eine platonische Klub- und Liebesgeschichte.*

Von J. Piorkowska.

Man pflegt im allgemeinen mit einem gewissen boshaften Achselzucken das Schwatzen als unantastbares Erbteil der Frauen hinzustellen — eine Ungerechtigkeit, der nicht ernstlich genug entgegengetreten werden kann! Diese Sünde, wenn anderes es überhaupt eine ist, haftet dem sogenannten starken Geschlecht nicht weniger als dem schönen an. Ja, der Schreiber dieses darf, auf lange und eingehende Erfahrungen gestützt, mit Dreistigkeit behaupten, daß in Bezug auf die Intensität des „Klatschens" uns Männern sogar die Palme gebührt.

Welcher Frauen-Verein könnte sich z. B. in Bezug auf Zungensport mit unserem .... Klub messen?! Wenn dort im Rauchzimmer ein Kollegium von vier bis fünf jungen Elegants beisammensitzt, auf den bequemen Armstühlen hingerekelt, vom Dampf der Havannah in olympische Wolken gehüllt, und wenn sie dann von Zeit zu Zeit ihre Köpfe über den kleinen Ebenholztisch hin zusammenstecken, so kann man sicher sein, daß da die Skandalchronik der Stadt: die zurückgegangene Verlobung A.'s, die Verschwendungssucht von B.'s Gattin, das Verschwinden des C.'schen Pensions-Töchterleins mit einem Circushelden, und die hoffnungslose Leidenschaft D.'s für E.'s kokette Schwester noch bedeutend ausgiebiger abgehandelt wird als bei dem redegewaltigsten Damenkaffee!

Hier im Klub ists, wo dem Baron F. wegen eines Bonmots, das fast eine halbe Saison hindurch sein Leben fristete, die Unfehlbarkeit zuerkannt wird; hier ist es, wo die Königin des letzten Künstlerballes, Frau G., ihrer Privilegien beraubt und der gesellschaftlichen Guillotine überliefert wird; hier wird der Ruin des Kommerzienrates H. bereits ein Jahr vor seinem Eintritt vorausgesagt — kurz, wo die Gesellschaft sich selbst viviseciert, und wo alles bekannt ist, was im öffentlichen Leben geschieht, fast alles, was nicht geschieht, und sehr vieles, was überhaupt niemals geschehen kann.

In diesem Klub erfuhr ich denn auch die Details über den Fall Lorenz von Sturmhose. Lorenz v. Sturmhoses Geschichte machte

nicht nur im Klub, sondern in der ganzen Stadt viel von sich reden, und sie war in der That der Rede wert, obwohl für den Beteiligten selbst nicht eben mit vielen Annehmlichkeiten verknüpft.

Um dem Leser die Umstände vollständig klar und begreiflich erscheinen zu lassen, muß ich vorausschicken, daß Lorenz v. Sturmhose einer der stolzesten und empfindsamsten Männer unter der Sonne — wenigstens unter derjenigen seiner engeren Heimat — war.

Seine Vorfahren nahmen stets bevorzugte Stellungen im Staat und in der Gesellschaft ein, und seine Mutter Eglantine — damit ist für den einigermaßen Eingeweihten alles gesagt — war eine Geborene v. Nickelpilz-Knierutsch. Lorenz v. Sturmhose war etwa fünfundzwanzig Jahre alt. Seine Geburt machte ihn zum Gentleman und seine Erziehung zum Millionär; außerdem war auch noch der Zufall bei seiner Menschwerdung beteiligt, und dieser machte ihn zu einem sogenannten „guten Kerl."

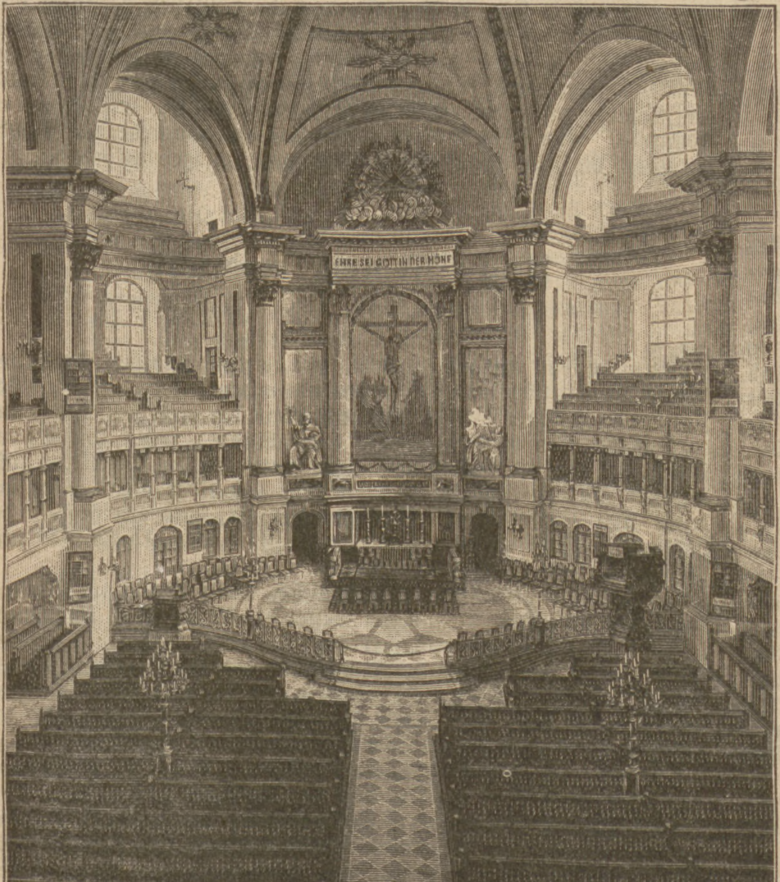
Ich bin der Ueberzeugung, daß Fortuna in ihrer fröhlichsten Laune war, als sie ihre begehrenswerten Gaben in solcher Fülle über Lorenz v. Sturmhose ausschüttete, der, vor dem Eintritt jener Katastrophe der „Stern" unseres Klubs war, und denselben vielleicht auch später einmal wieder „aufgehen" wird.

Ungefähr ein Jahr mag es her sein, als sich im „Allerheiligsten" des Klubs ein „gezüngeltes" Rauschen vernehmbar machte, wenn das Wort „Rauschen" nicht schon zu energisch für ein Etwas ist, das gewissermaßen nur als ein zarter Hauch die Atmosphäre des Billardzimmers zu durchdringen schien. — — — — — — — —

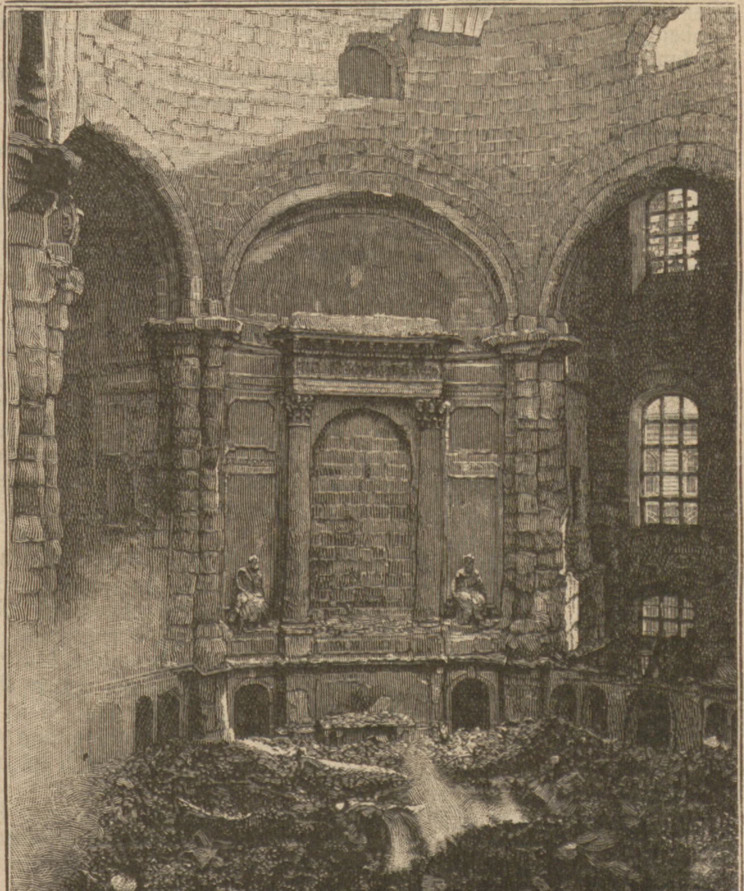
Dieses Etwas gewann nach und nach greif- oder besser hörbare



**Professor Linde,**
Entdecker der Flüssigmachung der Luft. (Mit Text.)



Inneres der Kreuzkirche vor dem Brande.



Inneres der Kreuzkirche nach dem Brande.

Gestalt, und gipfelte in dem Bewußtsein, daß Lorenz v. Sturmhose irgend ein geheimer Kummer bedrücke.

Wie es plötzlich jemand einfällt, seine Stiefel mit chinesisch zugespitzten Kappen zu tragen, oder seine Krevatte durch einen Ring zu ziehen, so wurde es — „ohne Mechanismus und doppelten Boden" — plötzlich Mode, Lorenz v. Sturmhose für einen Mann anzusehen, der von einer großen Sorge gequält sei.

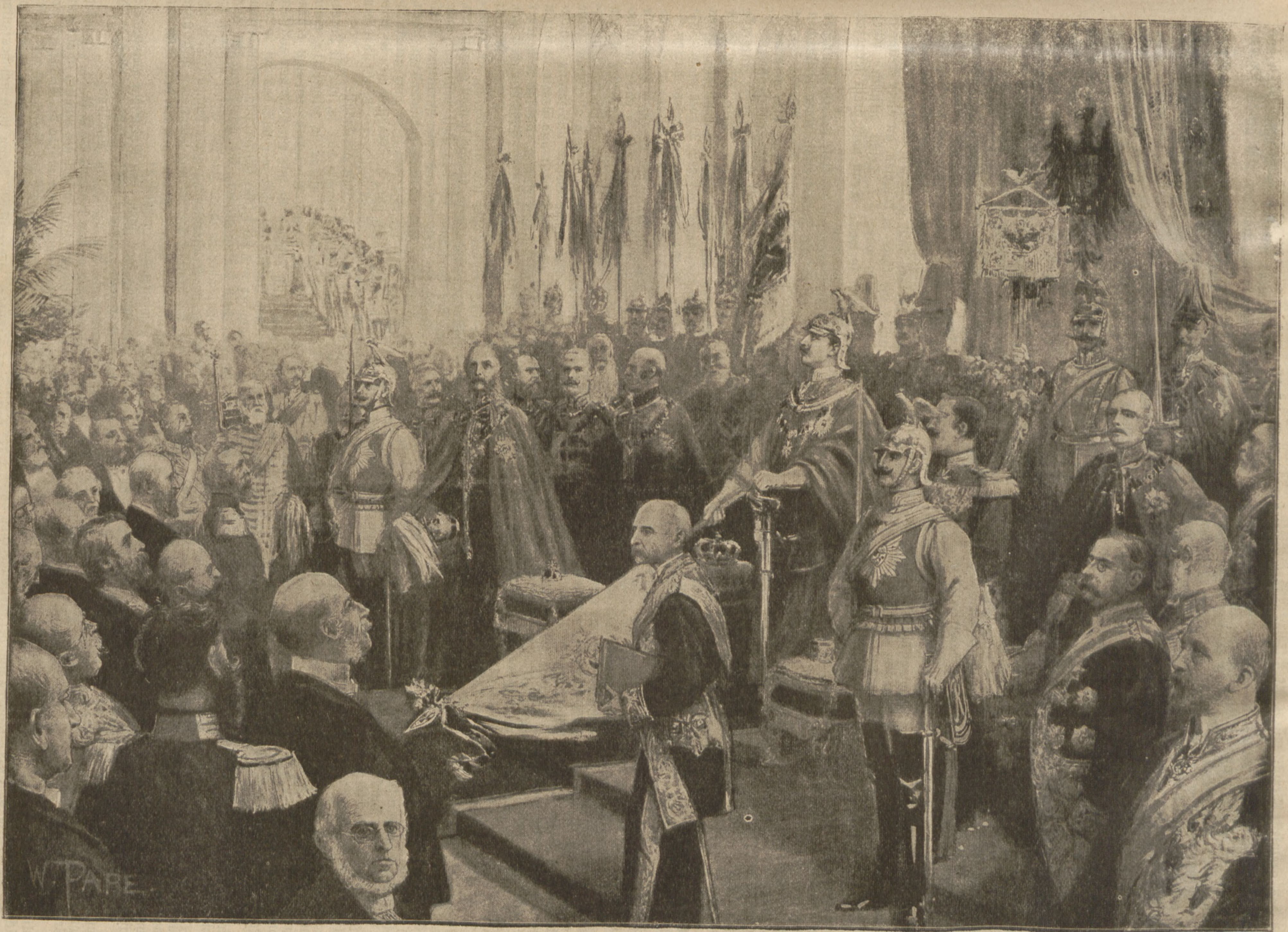
Welcher Gattung diese Sorge angehöre, welchem Umstande dieselbe ihre Entstehung verdanke, warum er sie sich nicht so schnell als irgend möglich wieder abwälze und vom Halse schaffe: die Beantwortung dieser und aller ins gleiche Fach schlagenden Fragen war natürlich eine durchaus problematische.

Es befand sich niemand im ganzen Klub, dessen Einbildung eine so starke Flugkraft besessen hätte, um sich etwa zu dem Gedanken aufzuschwingen, Lorenz v. Sturmhose könne sich in Geldverlegenheit befinden. Also war er verliebt?! Das erschien beinah ebenso unwahrscheinlich. Ja, diese Annahme schloß sogar eine Art von Beleidigung gegen die gute Gesellschaft von B. in sich. Wie hätte ein Mann von den Qualitäten Lorenz v. Sturmhoses sich verlieben können, ohne daß die „ganze Welt" — d. h. etwa ein halbes hundert der ersten Familien B's — darum gewußt hätte?

„Und doch, und doch — ich kann mir nicht helfen," näselte Fedor von Schnabelweit, „etwas Aehnliches muß es sein! Ich entsinne mich ganz genau, daß Freund Lummel da . . ."

„Schnabelweit!" unterbrach ihn errötend der Genannte, welcher so aussah, als ob ihn ein Kindermädchen nur für kurze Zeit zum Aufheben im Klub abgegeben habe, ich bitte Sie, jede Anspielung auf diese zarte Angelegenheit zu vermeiden!"

Die Sache blieb also im höchsten Grade unklar, und nur folgendes ließ sich mit Sicherheit feststellen. Lorenz v. Sturmhose war eines Abends in den Klub gekommen, hatte — ein Bild der Zerstreutheit — im Lesezimmer eine Zeitung nach der andern zur Hand genommen und war, nachdem er mit seinen Freunden und Bekannten keine zehn Worte gesprochen, ebenso plötzlich wieder verschwunden, wie er gekommen war.




**Die Jubelfeier des Deutschen Reichs: Im „Weißen Saale“. Originalzeichnung von William Pape. (Mit Text.)**

v. Bennigsen. Erbprinz Hohenlohe-Oehringen. Oberhofpr. Rogge. Graf Waldersee. Prinz Albrecht. v. Puttkamer. Gen.-Oberst v. Loë. Oberst v. Kessel. Bronsart v. Schellendorf.
Dr. Hammacher. v. Buol. v. Lebetzow. Fürst Anton Radziwill. S. M. der Kaiser.
Ant. v. Werner. Graf Eulenburg. Prinz Friedrich Leopold. Graf Wedell. v. Werder. v. Stephan.
Dr. Lieber. Ad. Menzel. Graf Lehndorff. Der Reichskanzler. v. Bötticher. v. Bosse.

Auch das argloseste Gemüt würde die Veränderung bemerkt haben, die mit Lorenz v. Sturmhose vorgegangen war. Und dieser Zustand änderte sich bei ihm keineswegs. Hin und wieder spielte er wohl mit einem oder dem andern Klubisten eine Partie Billard, oder wechselte beim Kommen und Gehen mit dem oder jenem ein paar gleichgültige Worte — — aber er war ein anderer geworden. — Nach und nach erschien er seltener auf der Bildfläche, und ließ er sich wirklich einmal sehen, so konnte man sicher sein, daß er sich sofort in das kleine Rauchzimmer zurückzog und dort, die neueste Nummer der Provinzial-Korrespondenz in der Hand, in einem natürlichen Halbschlummer befangen, im bequemen Armstuhl saß. Besuchte man sonst, um jemand zu sprechen, drei — vier verschiedene Lokale an einem Abend, so konnte man sicher sein, in jedem derselben mit Lorenz v. Sturmhose zusammenzutreffen. Nach jener unergründlichen Katastrophe aber war er eine gesellschaftliche Naturseltenheit geworden.

Ganz allmählich tauchte nun Geflüster Nummer zwei an der Oberfläche der Tagesgespräche auf — etwas entschiedener als Geflüster Nummer eins, aber doch immer noch nicht so recht greifbar. — Diesmal sagte das Gerücht: Lorenz v. Sturmhose sei wirklich verliebt! Aber in wen denn? Die Liste derjenigen Damen, welche nur auf die Ehre Anspruch machen durften, Frau Lorenz v. Sturmhose zu werden, wurden von den bedeutendsten Autoritäten geprüft; dieser oder jener Name wurde einen Moment der näheren Betrachtung unterzogen; dann aber warf man ihn zu den Toten, ohne ein befriedigendes Resultat erzielt zu haben.

Und wiederum erhob sich die zischelnde Stimme des Gerüchts, diesmal aber schon ausdrucksvoller im Ton, sicherer, schärfer, energischer: Lorenz v. Sturmhose sei verliebt in eine Schauspielerin!

Lorenz v. Sturmhose — er, zu dessen Herstellung in solcher Vollkommenheit ein so kostbares Material an Vorfahren verwendet worden war — Lorenz v. Sturmhose den Netzen einer Bühnengauklerin verfallen! Diese Behauptung war so absurd, so unerhört, daß sie alsbald — jedermann glaubte. Etwa ein Dutzend Mitglieder unseres Klubs entdeckte plötzlich in seinem respektiven Herzen eine bis dahin ungeahnte Leidenschaft für die dramatische Kunst. In kleinen Trupps zu dreien und vieren wallfahrten sie zu allen Kunsttempeln der Stadt, von der Oper und dem Schauspielhause an „abwärts." Indessen selbst die untergeordnetste „Schmiere", welche das größte Feld zur Nachforschung bot, produzierte absolut nichts in jener Beziehung Verdächtiges, und gab nicht den geringsten Anlaß zu irgend einer begründeteren Vermutung.

Mehrere Wochen später, als Schnabelweit und meine Wenigkeit eines Abends ein kleines Vorstadttheater besuchten, wo die Schauspielerinnen mitunter auch auf dem Drahtseil gingen und ihre Leistungen am Trapez vollführten, glaubten wir Lorenz v. Sturmhose unter dem bunt zusammengewürfelten Auditorium entdeckt zu haben. Schließlich aber gewannen wir doch die Ueberzeugung, daß uns nur eine bedeutende Aehnlichkeit getäuscht habe.

Trotz dieser und anderer kleinen Enttäuschungen blieb übrigens Schnabelweit unermüdlich in seinen Nachforschungen, und ich möchte fast glauben, es spielte bei diesem Eifer auch die Rache eine gewisse Rolle: Fedor von Schnabelweit konnte es Sturmhose nie verzeihen, daß dieser ihn früher einmal ob seines Beweihräucherns der heiratsfähigen Damenwelt mit dem Titel Räucherkerzchen bedacht hatte.

Das energische Dunkel, welches die Herzensneigung Lorenz v. Sturmhoses und den Gegenstand derselben umgab, veranlaßte die tollsten Mutmaßungen und Hirngespinste.

Ob „sie" nun eine brünette Schauspielerin mit Giftbecher und Dolch, oder eine Sängerin mit lichtem Haar und lachendem Antlitz repräsentierte — darüber hatten wir nur Vermutungen. Es wurde jedoch ganz allgemein angenommen, daß Lorenz v. Sturmhose im Begriff stehe, eine schreckliche Mesalliance zu schließen.

Bis dahin hatte Lorenz den Klub wenigstens doch noch hin und wieder besucht; plötzlich aber war er ganz aus demselben verschwunden. Und auch nirgend anderwärts mehr ließ er sich sehen, weder in öffentlichen Lokalen, noch auf den Promenaden, noch in den Häusern, deren regelmäßiger Gast er sonst gewesen. Seine Wohnung war verödet, verschlossen. Er war wie aus der Welt verschwunden; ein leuchtender Stern, hatte er am Himmel der sog. guten Gesellschaft geglänzt, und nun plötzlich — Schnuppe!

Wo blieb Lorenz v. Sturmhose?! Wer hat die letzte Spur von Lorenz v. Sturmhose gesehen? Wer ist nachts beim Passieren von Kirchhöfen oder Kreuzwegen wenigstens Lorenz v. Sturmhoses Geist einmal begegnet?!

Schnabelweit blickte von seiner Zeitung auf und sagte kaltblütig, die Asche von seiner Cigarre streifend: „Lorenz? Er wird sich nächstens verheiraten!"

Allgemeiner Ausruf des Staunens und der Verwunderung unter den Anwesenden.

„Ja, sagt mir nur," brummte Baron Stotterfuß, der einzig Gelassene in diesem erregten Kreise, „was euch eigentlich ansicht, daß ihr seit einiger Zeit in wahrhaft fiebernder Erregung über Sturmhose seid?"

„Erlauben Sie, Baron, wenn unsere Freunde plötzlich vor uns in den Erdboden versinken, so hat man doch eine gewisse Berechtigung zu fragen: wohin?"

„Wohin?" erwiderte der Baron, sich mit der Rechten von dem unveränderten Bestand seines geringen Haarbesitzes überzeugend, „na, er ist einfach für einige Zeit zu seiner Mutter auf das Gut gegangen!"

„Jetzt, im Februar?"

„Meines Wissens verbietet kein Gesetz einem Menschen, seine Mutter im Februar zu besuchen — selbst auf einem Gute!"

Baron Stotterfuß und Lorenz v. Sturmhose waren intimste Freunde, und wenn irgend jemand Sturmhoses Vertrauen besaß, so war es Stotterfuß. — Selbstverständlich wußte letzterer ganz genau, welche Gerüchte im Klub über seinen Freund im Umlauf waren; aber entweder durfte er unsere Neugier nicht befriedigen, oder er hielt es nicht der Mühe wert. Denn an diesen mütterlichen Februar-Besuch glaubte natürlich keine Seele.

Endlich, nachdem man sich noch etwa acht Tage lang den Kopf über das Verschwinden dieses merkwürdigen Gentleman zerbrochen, tauchte — auf dem Wege der Barbier-Neuigkeiten — auf, er habe sich für längere Zeit nach England begeben; und merkwürdigerweise bestätigte sich diese Vermutung in der That. —

Ob der Klub, wenn es ihm nicht gelungen wäre, über die Ursachen dieses Ereignisses ins klare zu kommen, an einer Neugier-Epidemie zu Grunde gegangen wäre —? Leicht möglich. Aber glücklicherweise kam es nicht so weit. Denn nach kaum ferneren acht Tagen war die Geschichte heraus.

Ob nun für den Baron Stotterfuß die Last des Geheimnisses zu schwer geworden, oder ob die Indiskretion einer weiblichen Zunge es ans Licht gebracht — gleichviel! Eines Abends kannte man eben den Hergang der Sache, und der Klub war gerettet.

Natürlich handelte es sich um eine Herzensangelegenheit.

Lorenz v. Sturmhose hatte in der That ein tieferes Interesse gefaßt — aber nicht für eine Schauspielerin. Sein edler Geist strebte zu höheren Künsten auf: Miß Olympia Zadriski, deren wirklich halsbrecherische Heldenthaten auf dem Trapez in der verflossenen Saison die halbe Residenz in Staunen gesetzt hatten — sie hatte sich mit einem kecken salto mortale in Lorenz v. Sturmhoses Herz geschwungen. Daß ein Mann wie Lorenz v. Sturmhose sich auch nur für einen Augenblick von den Reizen einer gewöhnlichen Seiltänzerin blenden lassen könne, erschien eigentlich als ein Ding der Unmöglichkeit; aber bekanntlich ereignet sich das Unmögliche am häufigsten. Ueberdies war Miß Olympia allerdings keine gewöhnliche Seiltänzerin. Sie tanzte Goethe und sprang Shakespeare, und war dabei von einer Lieblichkeit und Grazie in ihrem ganzen Wesen, von einer natürlichen Anmut, die ihr trotz jener gewagten Kunststücke das Gepräge jungfräulicher Schüchternheit gab.

Wenn man die wunderbare Geschicklichkeit und Schmiegsamkeit beobachtete, mit der sie scheinbar ohne jede Anstrengung die unverzeihlich kühnsten Leistungen produzierte, so mußte man eingestehen, daß diese Dame von der Vorsehung für das Seil bestimmt war. Sie besaß eine staunenswerte Art, sich aus einer anmutigen Stellung in die andere zu wiegen, und es war entzückend zu sehen, wie ihre geschmeidige und doch kräftige Gestalt — ganz griechisch-mythologische Plastik! — jetzt hoch über den Gasflammen in göttlicher Ruhe schwebte, bald, ein schlank befiederter Pfeil, über den Häuptern der staunenden Menge die Luft durchsauste!

Ich beschreibe natürlich Miß Olympia hier so, wie sie Lorenz v. Sturmhoses Augen sich darstellte, als er sie gelegentlich eines zufälligen Besuches in einem kleinen Vorstadttheater zum erstenmale sah. Mir persönlich erschien sie wie ein Mädchen zwischen achtzehn und zwanzig Jahren (— aber wer will das bei so viel Schminke und Reispuder und bei solcher Entfernung genau bestimmen! —), schlank, doch kräftig gebaut, die gewissermaßen auch hübsch zu nennen war, aber in ihrem ganzen Wesen deutlich die Wirkung der erschöpfenden Kraftanstrengungen erkennen ließ, welche ihr Lebenslauf mit sich brachte. Der Mensch hängt eben nicht ungestraft täglich eine oder ein paar Stunden lang mit dem Kopf nach unten an einem schwankenden Holzgestell!

Lorenz v. Sturmhose war schon von Natur ein Bewunderer aller gymnastischen Künste, und ein völlig selbstloser obenein, da ihm nichts ferner lag als ihre persönliche Ausübung.

„Wenn ich eine Tochter hätte," pflegte er zu sagen, „so würde ich sie, statt in eine Pension, schon so früh als möglich in ein gymnastisches Institut schicken; und später müßte sie mindestens drei Jahre mit einer Kunstreitergesellschaft auf Reisen gehen! Unsere deutschen Mädchen haben keine Kraft, keine Muskeln; sie sind wie die Lilien: blaß, hübsch, gebrechlich! Wenn man sich heutzutage eine Frau nimmt — was heiratet man? — Nerven! Meine Töchter, wie gesagt, sollen einmal für die Dauer erzogen werden!"

Und dabei machte er selbst — nach Falstaffs Ausspruch, — den Eindruck eines Männchens, das man beim Nachtisch zum Zeitvertreib aus Käserinde schnitzt!

(Schluß folgt.)

## Erinnerung.

An dem Fenster lehn' ich träumend,
Lindenluft umfängt mich weich,
Mond — die Wolken golden säumend —
Schwebt im Aether, märchengleich.

So bin ich als Kind gestanden
Andachtsvoll vor seiner Pracht,
Bis der Mutter Worte mahnten:
„Schlafe Herzchen! Gute Nacht!“

Kann jetzt träumen ohne Ende,
Meine Mutter mahnt mich nicht,
Und die lieben, weichen Hände
Kühlen nicht mehr mein Gesicht.

Nimmer wird sich's so erwiedern,
Klingt mein Sang auch durch das Haus,
Meine Seele gießt in Liedern
Stillverhalt'ne Thränen aus.

Anna Mayer-Bergwald.

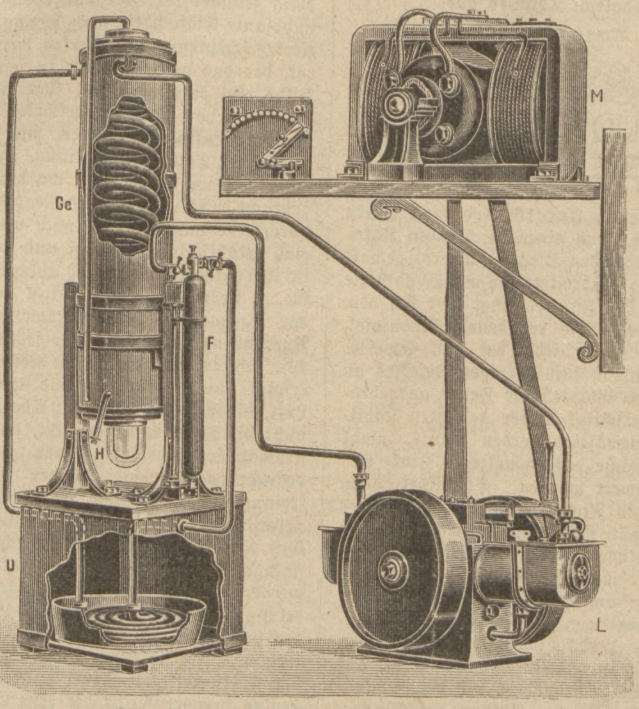
## UNSERE BILDER.

**Der Brand der Kreuzkirche in Dresden.** Am 16. Februar, wurde Sachsens Residenz, das liebliche Elb-Florenz, von einer furchtbaren Katastrophe betroffen. In den ersten Nachmittagsstunden stiegen schwere, gewaltige Rauchmassen zum Himmel empor, und bald verbreitete sich mit Windeseile die Schreckenskunde: „Die Kreuzkirche brennt!“ In der That bot sich dem angstvoll herbeiströmenden Publikum ein grauenvoll erhabenes Schauspiel, wie es seit dem Brande des Hoftheaters wohl nicht wieder der Fall gewesen. Aus bisher noch unaufgekärter Ursache, vermutlich infolge eines Defektes an der Centralheizung, war in dem altehrwürdigen Gotteshause Feuer ausgebrochen, welches trotz der geradezu heldenhaften Thätigkeit der gesamten städtischen und Militär-Feuerwehr bald nicht mehr bewältigt werden konnte, zumal die Löscharbeiten durch die furchtbare Glut, welche das schmelzende Zink- und Kupferdach ausstrahlte, in hohem Maße erschwert wurden. So bildete denn binnen kurzer Zeit die Kirche in ihrer ganzen Ausdehnung ein ungeheures Flammenmeer von schauerlich-schöner Erhabenheit. Zeitweilig sah man glühende Stücke herabstürzen, dann erfolgte ein furchtbarer Krach, und Feuergarben sprühten hoch empor. Kurz vor 6 Uhr stürzte mit donnerartigem Getöse der Dachstuhl in das Innere der Kirche, und eine ungeheure Feuersäule gab der ängstlich harrenden Menge Kunde von dem mächtigen Fortschreiten des Brandes. Nun mußten auch die Löschmannschaften zurückgezogen werden, da man dem entfesselten Elemente nicht mehr Einhalt zu thun vermochte. Auch aus den Schalllöchern des Turmes hatte es schon lange gequalmt, als der Glockenstuhl zu brennen begann. Gegen 9 Uhr erfolgte der Absturz der Glocken, sie zerschlugen die ohnehin durchglühten Gewölbe. Die 104 Zentner schwere Hauptglocke lag mit der Krone nach unten inmitten eines Schutthaufens. Das Innere der Kirche bildet eine verödete Trümmerstätte, umgeben von kahlen Mauern. Die mächtigen, das Deckengewölbe tragenden Steinsäulen sind gekrümmt, zerrissen und geborsten. Der Chor mit der Orgel ist heruntergebrochen, die Holzteile verkohlt, das Metall geschmolzen — kurz überall das Bild grauenvoller Verwüstung. Ganz besondere Erwähnung verdient noch der Türmer, welcher seine Pflichttreue fast mit dem Leben hätte büßen müssen; halb 5 Uhr hatte er noch angeschlagen, dann zwang ihn der glühende Dampf, seinen Posten zu verlassen. Aber nur mit größter Gefahr gelang seine Rettung. Der Weg durch den Turm war abgeschnitten, und von unten konnte wegen der Höhe keine Hilfe gebracht werden. So schwang sich denn der wackere Mann in der höchsten Not über das Gitter und ließ sich, zeitweilig in Rauchwolken gehüllt, am Blitzableiter bis zum Dache herab, wo ihm Hilfe ward. — Die Kreuzkirche besitzt eine reiche geschichtliche Vergangenheit, aus der wir noch kurz die Hauptdaten mitteilen wollen. Zu Anfang des 13. Jahrhunderts befand sich an der Stelle des jetzigen Gotteshauses die sogenannte St. Nikolai-Kapelle, welche um 1234 durch die Markgräfin Konstantia, Gemahlin Heinrichs des Erlauchten, mit einem Splitter des heiligen Kreuzes beschenkt wurde. Zur selbigen Zeit kam auch, so kündet die Sage, ein Kruzifix stehend auf der Elbe aus Böhmen dahergeschwommen, welches, vom Volke in feierlicher Prozession zur Kapelle getragen, dieser fortan den Namen „Zum heiligen Kreuz“ verlieh. Diese Reliquien, sowie ein anderes, von Kerzenqualm verräuchertes Christusbild, der sog. „Schwarze Herrgott“, zogen große Scharen von Wallfahrern herbei, so daß 1270 eine Erweiterung der Kapelle nötig wurde. Bald darauf erfolgte ihre Erhebung zur Kirche, die Papst Johann XXII. 1319 in einem Ablaßbriefe bestätigte, jedoch in der Weise, daß sie zunächst noch der Frauen- oder Marienkirche untergeordnet war. Bei dem großen Brande am 15. Juni 1491, der fast die halbe Stadt in Asche legte, fiel auch diese erste Kreuzkirche den Flammen zum Opfer. Von 1492 bis 1498 wurde sie durch Hans Reinhart und Konrad Pfluger wieder aufgebaut und am 20. November 1499 unter der Regierung Herzog Georgs des Bärtigen durch den Bischof Johann VI. von Meißen geweiht. Am fünften Sonntag nach Trinitatis 1539 fand in Gegenwart Heinrichs des Frommen und Friedrichs des Großmütigen ihre feierliche Erhebung zur ersten evangelischen Hauptkirche Dresdens statt. Nachdem man an dem gegen 115 Ellen langen Gebäude in gotischem Stile noch manches verschönert hatte, wurde von 1573 bis 1582 eine Erhöhung des Turmes ausgeführt, den jedoch 1669 ein durch Blitzstrahl entstandenes Feuer fast gänzlich zerstörte. 1674 war der Bau des neuen Turmes vollendet. Noch hatte dieser aber kein volles Jahrhundert gestanden, als am 19. Juli 1760 eine preußische Batterie in der Nähe der heutigen Zinzendorfstraße ihre Feuerschlünde gegen ihn richtete und um 4 Uhr nachmittags das stolze Bauwerk in Trümmer legte. — Durch die große Opferwilligkeit der durch den Krieg verarmten Bevölkerung ermöglicht, erfolgte der letzte Aufbau der Kreuzkirche mit einem Kostenaufwand von 400,000 Thalern in den Jahren 1764 bis 1792 nach den Entwürfen von J. G. Schmidt und Friedrich Exner in der erhabenen, imposanten Form, wie sie seitdem jedes Besuchers Auge entzückte. Die Kirche vermochte über 4000 Menschen zu fassen und gewährte von dem fast 100 Meter hohen Turme eine prächtige Rundsicht. Erst vor zwei Jahren war sie auf das herrlichste erneuert worden.

**Professor Dr. Linde, Entdecker der Flüssigmachung der Luft.** Flüssige Luft! Der Begriff scheint an sich ein Widerspruch, eine Ungeheuerlichkeit zu sein. Die Luft ist neben dem Licht die Erhalterin alles Lebens und wir vermögen uns gar keine Vorstellung davon zu machen, wie wir atmen, wie wir existieren könnten, wenn die Luft nicht gasförmig, sondern flüssig wäre. Für das Flüssige hat ja die Natur durch das Wasser gesorgt und flüssige Luft scheint also ein Ding zu sein, das direkt der Natur widerspricht. Nun, Wissenschaft und Technik kehren sich nicht daran, ob etwas mit der uns umgebenden Natur im Einklange steht oder nicht. Die Wissenschaft probiert und zwingt die Stoffe der Natur ab mit Hebel und mit Schrauben, bis sie etwas Neues geschaffen hat, worauf sie dann den praktischen Zweck für das Neue sucht. Lindes Erfindung zeichnet sich, wie alle epochemachenden Erfindungen, durch ihre geradezu imposante Einfachheit aus, wenngleich der Apparat dem Laien ziemlich kompliziert erscheinen mag. Werfen wir einen Blick auf diesen merkwürdigen Apparat, der das große Wunder in seinem Innern vollbringt. Wir sehen auf dem Bilde drei einzelne Teile. Der eine Teil M ist ein elektrischer Motor, der mit der Kraft von fünf Pferdestärken den zweiten Teil, die Luftpumpe L treibt. Von der Luftpumpe führen, wie wir auf dem Bilde sehen, zwei Röhren zum wichtigsten Teil der Zeichnung, zum Apparate selbst. Die eine Röhre geht zu einer eisernen Flasche, F, wo die Luft zunächst unter einen schwächeren Druck gebracht wird. Hier wird sie durch den Druck erwärmt und strömt dann ab durch eine andere Röhre nach unten in einen Kühlraum U, wo wir im Aufriß eine „Kühlschlange“ sehen und wo die Luft sich abkühlt und gleichzeitig den in ihr enthaltenen Dampf ablagert. Nun strömt sie von da durch eine Röhre, in der sie unter starkem Druck gebracht wird, in den oberen Apparat Ge, in den sogenannten „Gegenstromapparat,“ der den wichtigsten Teil der ganzen Vorrichtung darstellt. Hier sehen wir im Aufriß ein Schlangenrohr, das in Wirklichkeit aus zahlreichen Röhren besteht. Hier in diesem Gegenstromapparat erfolgt nun die plötzliche und starke Ausdehnung der vorher zusammengepreßten Luft, die sich jetzt abkühlt. Aber die Luft hat mit dem erstenmale noch lange nicht die Temperatur erreicht, die sie haben muß. Sie strömt also vom Gegenstromapparat durch ein Rohr wieder in die Luftpumpe zurück und der Prozeß beginnt von Neuem. Immer wieder wiederholt sich Zusammenpressung, Befreiung und Abkühlung, wobei jeder Kreislauf eine neue Herabsetzung der Temperatur hervorbringt. Schließlich wird die kritische Temperatur erreicht, das Gas wird flüssig und kann durch den Hahn H, der sich am Ende eines Gummischlauches am Gegenstromapparat befindet, wie jede andere Flüssigkeit abgezapft werden. Es ist nun ein ganz seltsames Produkt, das man durch diesen Prozeß erlangt. Ebenso, wie flüssige Luft scheinbar im Widerspruch mit der Natur der Luft steht, so scheint diese Flüssigkeit ein Widerspruch gegen das zu sein, was uns Flüssigkeiten sonst zeigen. Eine starre Kälte, die bei der Berührung der Flüssigkeit wie Feuer zu brennen scheint und auf der Haut sofort Frostbeulen hervorruft, ist die erste Eigenschaft, die uns auffällt. Wenn wir einen Blick auf den Gummischlauch werfen, durch den die flüssige Luft gegangen ist, so sehen wir, daß er zu einer harten Masse erstarrt ist, die sich wie Metall hämmern läßt und wie Glas zerspringt. Gießt man etwas von dieser Luft auf Quecksilber, so erstarrt es zu einem festen Metall, während Aether und Alkohol, in die Flüssigkeit gebracht, sofort zu Eis gefrieren. Schüttet man etwas flüssige Luft in ein Glas, so scheint die Flüssigkeit eine milchige Farbe zu haben. Erst, wenn man die Luft durch Filtrierpapier filtriert, erscheint sie hell und klar wie reines Wasser, nur mit einem feinen bläulichen Schimmer. Was früher als milchig erschien, und mit einem feinen Schnee das Glas bedeckt hat, waren die in der Luft enthaltenen Teile von Stickstoff, die sich auf dem Glase absetzten. Wenn sich der Stickstoff verflüchtigt, so bleibt als wichtigster Bestandteil der flüssigen Luft Sauerstoff zurück. Und in der That zeigt diese flüssige Luft alle Eigenschaften des Sauerstoffs. Wenn in ein mit Sauerstoffgas gefülltes Gefäß ein glimmender Holzspan gebracht wird, so flammt dieser sofort auf und verbrennt mit leuchtender Flamme; ein glühender Draht zerstiebt hellleuchtend in zahllosen Funken. Ganz dasselbe ist auch mit der Flüssigkeit der Fall. Der glimmende Holzspan flammt auf und der glühende Draht verpufft zu einem leuchtenden Feuerwerk. Auf den lebenden Organismus übt die verdampfende flüssige Luft dieselben Wirkungen aus, wie das Sauerstoffgas selbst. Welchen praktischen Wert dürfte nun diese flüssige Luft für Wissenschaft und Technik haben? Nun, es dürfte kaum lange Zeit vergehen, bis man die flüssige Luft als einen der wichtigsten Faktoren in der Technik finden wird. Flüssige Luft ist Sauerstoff und Sauerstoff spielt in der chemischen Industrie eine sehr große Rolle. Auch in der Eisenindustrie gehört der Sauerstoff zu den wichtigsten Mitteln uud man denkt schon jetzt daran, die flüssige Luft in der Eisenfabrikation zu verwenden. Sehr wichtig aber dürfte die flüssige Luft schon in baldiger Zukunft für die seit einigen Jahren aufblühende Kälte-Industrie werden, die bekanntlich mit außerordentlich niedrigen Temperaturen arbeitet. Die Herstellung des flüssigen Lachgases, die chemische Reinigung von Chloroform von Quecksilber, von Aether und anderer Stoffe sind jetzt die wichtigsten Arbeiten dieser Industrie, die mit ihrem streng wissenschaftlichen Charakter auch einen der höchsten Kulminationspunkte der modernen Technik bildet. — Und so wird auch diese neueste Erfindung nicht nur einen Sieg der Wissenschaft und Technik darstellen, sondern auch das Wohl der Menschheit fördern.

**Die Jubelfeier des Deutschen Reiches am 18. Januar 1896** betitelt sich unser vorstehendes Bild, welches die denkwürdige Feier in Berlin am 18. Januar vorigen Jahres getreu wiedergiebt. Zur Erklärung des Bildes bringen wir den Verlauf der damaligen Feier wie folgt: „Nach einem um zehn Uhr abgehaltenen Erinnerungs- und Dankgottesdienst strömte die glänzende Versammlung der zur Feier Geladenen in dem Weißen Saale des königlichen Schlosses zusammen, dessen elektrische Flammen sich mit dem hellen Tagesschein zu einer seltsamen strahlenden Wärme verbanden. Die Kapellen des Garde-Husaren-Regiments und der Garde du Korps auf den Musiktribünen; dem Throne gegenüber die Schloßkompagnie mit ihren Friedericianischen Blechmützen; die Abgeordneten des

Reichstages und die Mitglieder des Bundesrats; die Minister, Generäle und hohen Beamten, und darüber die Kaiserinnen, die Prinzessinnen und die kaiserlichen Kinder, dem Schauspiel von der Hoftribüne aus zusehend — alles das vereinigte sich zu einem wunderbar farbenprächtigen Bilde, das in seiner Fülle von Glanz und Kraft gleichsam ein Bild des gefestigten Reiches war. Und ihm nahte der Kaiser. Schmetternde Fanfaren und Paukenwirbel begrüßten seinen Eintritt. Ihm voran wallten die Fahnen und Standarten von neunzehn Leibregimentern, preußischen, bayerischen und württembergischen, die getragen von den Kommandeuren sich zu beiden Seiten des Thrones aufstellten, während Oberst von Kessel mit der Fahne des ersten Garde-Regiments zu Fuß und der Kommandeur der Gardes du Korps mit der Standarte dieser Truppe auf der Throneſtrade selbst Posto faßten. An die Feldzeichen schlossen sich paarweise die Ritter des hohen Ordens vom Schwarzen Adler, in die scharlachroten Sammetmäntel drapiert, nach ihnen die Träger der Reichsinsignien, von denen Kriegsminister Bronsart von Schellendorff das entblößte Reichsschwert auf beiden Händen trug. Ihm folgten die Pagen, die Fouriere, die Obersten-, Oberhof- und Hof-Chargen, als großer Vortritt des Kaisers, dem Freiherr von Loë das Reichspanier vorantrug. Der Kaiser selbst in Adlerhelm und weißem Koller, den Scharlach-Sammetmantel der Ritter vom Schwarzen Adler mit der Kette darüber tragend. Sein Gefolge bildete ein schimmerndes Heer von Prinzen des königlichen und anderer souveräner Häuser, von Generalen und Admiralen, Flügeladjutanten und hohen Persönlichkeiten der prinzlichen Gefolge. Der Kaiser trat unter den Thronhimmel. Der Reichskanzler verneigte sich und überreichte ihm den Text der Feierrede, die der Kaiser unter dem brausenden Beifall der Versammlung las und in der er zunächst seinem Danke gegenüber dem göttlichen Schutze Ausdruck gab und anerkannte, daß das Reich verständnisvoll und opferbereit den Willen bethätigt habe, das Erworbene festzuhalten und zu sichern. Da aber der Ausbau dauernd rastlose und hingebende Arbeit erfordert, richtete der Kaiser an alle Glieder des Volkes den Appell zu Einigkeit und gemeinsamer Arbeit. Dann senkte der Oberst von Kessel die Fahne des ersten Garde-Regiments zur rechten Seite des Kaisers nieder und der Kaiser, dessen Linke den Griff des Pallaschs umspannt hielt, legte die Rechte auf die Fahne und erneuerte angesichts dieses ehrwürdigen Feldzeichens, des Zeugen einer fast 200jährigen Geschichte, in weithin tönenden markigen Worten voll Mannhaftigkeit und innerer Begeisterung das Gelübde: „Für des deutschen Volkes und Landes Wohlfahrt und Ehre allezeit einzustehen, sowohl nach innen wie nach außen. Ein Reich, ein Volk, ein Gott!'" — Diesen feierlichen Moment hat der Maler W. Pape in vorstehendem Bilde festgehalten, und wurde dasselbe am 22. März, dem hundertjährigen Geburtstage Kaiser Wilhelm I. im Weißen Saale des königlichen Schlosses in Berlin enthüllt.




Apparat zur Flüssigmachung der Luft.

## Allerlei.

**Er weiß es.** Gast: „Kellner, ich möchte etwas Saueres zum Braten!" — Der Herr Oberkellner: „Piccolo, gieb dem Herrn die Weinkarte!"

**Aufdringlich.** Kommerzienrat: „Sie bewerben sich um die jüngste meiner Töchter; nach den Erkundigungen, die ich über Sie eingezogen habe, kann ich Ihnen leider meine Tochter Emma nicht zur Frau geben." — Freier: „Auch keine andere, Herr Kommerzienrat?"

**Ein Kaiserwort.** Kaiser Karl V. von Deutschland, einer der interessantesten geschichtlichen Persönlichkeiten, wollte sich, wie Alexander der Große nur von Apelles, von keinem andern Künstler malen lassen als von dem großen venezianischen Maler Tizian. Von diesem berühmten Meister giebt es noch eine Menge Porträts Kaiser Karls V. Der Kaiser pflegte ihm für jedes tausend Dukaten zahlen zu lassen. Als einst Tizian bei der Arbeit ein Pinsel entfiel, hob ihn der Kaiser auf und überreichte ihn dem Künstler, so hoch ehrte er denselben. Den Hofleuten aber, die sehr verdrießlich dazu sahen, sagte er: „Ich habe allezeit um mich Leute, die mir Reverenzen machen, aber einen Tizian habe ich nicht allezeit." Ein braves Wort! Als ob ihn Schiller'scher Geist beseelte, dachte er bei sich:

„Es soll der Kaiser mit dem Künstler gehen,
Sie beide wohnen auf der Menschheit Höhen!" D.

**Weibliche Tapferkeit.** Während der Periode des Bürgerkrieges zwischen Julius Cäsar und Pompejus entschied sich Salona in Dalmatien (jetzt ein Dorf an der Fahrstraße nach Traun und Sign) für den ersteren. Pompejus wollte es mit Gewalt bezwingen und sandte seinen Feldherrn Oktavius mit einer Flotte dahin. Allein die Einwohner wiesen die Aufforderung, sich dem Usurpator zu unterwerfen, zurück; Cäsar getreu, beschlossen sie, ihre Stadt aufs äußerste zu verteidigen und Salona wurde ein zweites Karthago, ein zweites Sagunt. Die Bürger bewaffneten ihre Sklaven, die Frauen schnitten ihre Haare ab, um aus ihnen Sehnen für die Bogen zu machen. So zog sich die Belagerung der Stadt in die Länge, die Wachsamkeit der Belagerer erschlaffte und die Verteidiger benützten einen günstigen Augenblick, das feindliche Lager zu überrumpeln und das Belagerungsheer zu schlagen und zu zerstreuen. — Oktavius hob die Belagerung auf und kehrte unverrichteter Sache nach Dyrrhachium zu Pompejus zurück. Nach der Angabe des Cassius waren es hauptsächlich die salonitanischen Frauen, welchen die Stadt ihre Rettung verdankte. Sie kleideten sich, erzählt er, als Furien, drangen mit brennenden Fackeln in der Hand bei nächtlicher Stille in das feindliche Lager, steckten die Belagerungs-Maschinen in Brand und verbreiteten einen so panischen Schrecken unter den Feinden, daß es den nacheilenden Männern leicht wurde, dieselben in die Flucht zu schlagen. St.

## Gemeinnütziges

**Gegen Druse der Pferde.** In vielen ostpreußischen Gestüten wird mit großem Erfolge folgendes Mittel gegen Druse bei Jährlingsfohlen angewendet. Man besprengt etwa 8 Hektoliter Hafer mit 1 Liter gereinigtem französischen Terpentin, mischt den Hafer gut damit durch und verfüttert ihn an die Jährlinge, die sich sehr bald an den Terpentingeschmack gewöhnen und entweder die Druse gar nicht bekommen oder nur in sehr milder Form durchzumachen haben. Die geringen Kosten dieses Mittels, das sich glänzend bewährt haben soll, lassen wenigstens einen Versuch damit auch anderwärts ratsam erscheinen.

**Reine Blumentöpfe.** Jeder Gärtner und Pflanzenfreund kennt die Notwendigkeit der Reinhaltung der Blumentöpfe, welche von verschiedenen cryptogamischen Pflanzen in den Gewächshäusern überwuchert werden und dadurch die anerkannten Vorteile des porösen Thongeschirres illusorisch machen. Um diesem der Kultur schädlichen Uebelstand abzuhelfen, empfiehlt sich das jährliche Imprägnieren der Töpfe in einer Lösung von 140 Gramm Kupfervitriol in 1 : 7 Liter Ammoniak, verdünnt mit 227 Liter Wasser. Durch Anwendung dieses Mittels wird das Gedeihen der Algen, Flechten und Moose auf den Töpfen vollends hintangehalten, ohne die Kulturpflanze zu schädigen.

**Um zu erkennen, ob die Obstblüten durch Frost geschädigt wurden,** betrachte man zunächst den Griffel (die Narbe) der Blüte, da aus einem durch Frost beschädigten Griffel sich keine Frucht bilden kann. Beim Steinobst ist der gesunde, unbeschädigte Griffel gelbgrün, der vom Frost getroffene schwarz. Beim Apfelbaum färbt sich der ursprünglich blaßgrüne Griffel ebenfalls schwarz und die Narben krümmen sich zurück. Bei stärkerer Frostwirkung verkrümmen sich auch die Staubfäden. Auch bei den Birnenblüten zeigen die vom Frost nicht berührten Blüten gerade Staubgefäße und blaßgrüne Griffel; die geschädigten verkrümmte Staubgefäße und zurückgeschlagene, schwarze Narben. Die Wirkung des Frostes erstreckt sich, wenn das Kernhaus schon sichtbar ist, oft bis in dieses; die durchschnittene, schwellende Birne zeigt, wenn sie vom Froste unbehelligt blieb, ein weißes, vom Frost getroffen, ein schwarzes Kernhaus. — Bei der Erdbeere zeigt die unbeschädigte Frucht im Innern keine Bräunung und an der Oberfläche die dichtgepreßten Samen; die Frostgeschädigte ist im Innern gebräunt und die Samen stehen gesondert und zeigen schwarze Griffelreste. — Gegen Schädigungen durch Frost giebt es — abgesehen von etwaiger Vorbeuge — natürlich kein Mittel; wir haben die oben angegebenen Kennzeichen auch nur mitgeteilt, weil viele Gartenbesitzer gern sofort nach einem Nachtfrost wissen möchten, ob ihre Trieblinge gut durchgekommen sind, oder nicht.

### Logogriph.

Mit einem **Z** soll man's verschmähen,
Mit **B** erquickt's den Wandersmann,
An Tieren ist's mit **H** zu sehen,
Mit **K** ernährt's uns alle dann.
Julius Falk.

### Rätsel.

Ein 1 des öftern 2, (1 2 ist was Gemein's).
Und einmal 2 er 2, Drum war er auch 2 1.
J. Binder-Dockeler.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

### Auflösung.

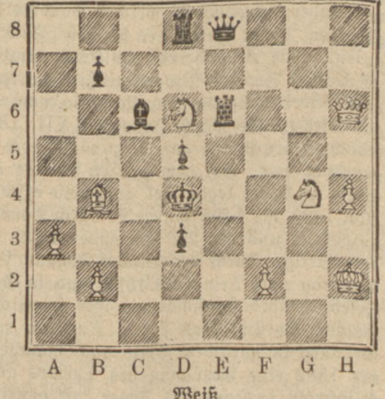
K
Cid
Turin
Massena
Patschkau
Hohenhausen
Les Misérables
Mergentheim
Saragossa
Venedig
Loire
Ost
t

Kirschengeist.

### Problem Nr. 153.

Von A. Novotny.

Schwarz.




Weiß.

Matt in 5 Zügen.



Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.